

**DER AUFSTIEG;
EINE NOVELLE**

Published @ 2017 Trieste Publishing Pty Ltd

ISBN 9780649767748

Der Aufstieg: Eine Novelle by Gina Kaus

Except for use in any review, the reproduction or utilisation of this work in whole or in part in any form by any electronic, mechanical or other means, now known or hereafter invented, including xerography, photocopying and recording, or in any information storage or retrieval system, is forbidden without the permission of the publisher, Trieste Publishing Pty Ltd, PO Box 1576 Collingwood, Victoria 3066 Australia.

All rights reserved.

Edited by Trieste Publishing Pty Ltd.
Cover @ 2017

This book is sold subject to the condition that it shall not, by way of trade or otherwise, be lent, re-sold, hired out, or otherwise circulated without the publisher's prior consent in any form or binding or cover other than that in which it is published and without a similar condition including this condition being imposed on the subsequent purchaser.

www.triestepublishing.com

GINA KAUS

**DER AUFSTIEG;
EINE NOVELLE**

Gina Kaub / Der Aufstieg



Der Aufstieg

Eine Novelle

von

Gina Kaus



1 · 9 · 2 · 0

Georg Müller Verlag München

Wenn ich heute Abend, nach fast einem halben Jahre, wieder vor diesem schmutzigen Kaffeestauchisch sitze auf der mit grünem Plüsch schlecht gepolsterten Bank gegenüber den Fenstern meiner einstigen Valerie, so habe ich dafür einen ganz anderen Grund als den, daß ich es etwa wiederum nötig hätte, in dumpfigen Lokalen meine Zeit totzuschlagen, oder mir von einem zweideutigen Kellner einen schlechten Kaffee in abgeschlagener Tasse servieren zu lassen. Im Gegenteil. Ich werde morgen um 4 Uhr nachmittag, also in weniger als vierundzwanzig Stunden, heiraten und bin von da ab Herr einer mehr als eleganten Wohnung, zweier bequem eingerichteter Herzzimmer mit lederbezogenen Klubfauteuils, in denen ich, die Beine lang von mir gestreckt, werde Zeitungen lesen und rauchen können, oder Bekannte empfangen und wieder entlassen, und lautlose Diener bringen auf silberner Matte was ich wünsche, auf mein Glockenzeichen. Ich habe auch nicht mehr nötig, Valeriens Fenster und den Loreingang ihres Hauses eifersüchtig zu bewachen, ich liebe sie nicht mehr, weiche sogar ihrem Grusse aus, wenn sie mir, wie letzte Woche im Foyer der Oper, am Arme eines ihrer hochgeborenen Kavaliere begegnet. Allerdings führte ich Suzanne am Arm, — aber das hätte mich gewiß nicht gehindert, eine frühere Bekannte zu grüßen.

Es gibt keine Braut, die unterwürfiger und widerspruchsloser wäre als die meine. Es wird keine folgsamere ergebenere Frau geben als sie. Ich werde es nicht nötig haben, dieses Café aufzusuchen mangels Ruhe daheim; sie hat es heute schon gelernt, daß Leute meiner Sensibilität nicht gestört werden dürfen, ja, manchmal durch die bloße Anwesenheit eines anderen Wesens in einen Zustand gespanntester nervöser Erregung geraten. Zwar trifft das alles so eigentlich auf mich nicht zu, ich brauche sogar Menschen um mich, kann nicht lange ohne persönliche

Ansprache leben, und Suzanne wird von allen anerkannt als eines der reizvollsten Mädchen der Stadt. Nur ist mein Bedürfnis, sie um mich zu haben, weit geringer als dieses andere, sie meinen Launen nachgeben zu sehen, zu erleben, wie sie, die verwöhnte Erbin, auf einen Wink von mir, ein Runzeln meiner Brauen, — und mit welcher rührender Bekommenheit! — das Zimmer verläßt. Nie kommt mir dann der Gedanke, ihr etwa nachzugehen und ihr zu verstehern, daß ihre Gesellschaft mir lieb war — aber ich benütze auch keineswegs die mir verschaffte Einsamkeit zu Arbeit oder Nachsinnen, vielmehr träume ich untätig dem zaghaften Ausdruck ihres Gesichtchens nach, ihrem Fußspitzengang beim Fortschleichen, der nichts mehr von ihrer vielbewunderten Sicherheit hat, und den verschwiegene Tränen, die sie in ihrer Kammer um mich weinen mag. Oh, ich kann sehr ruhig morgen mit ihr in die Ehe treten, sie wird sobald nicht aufhören, in mir den Herrn zu sehen; sobald nicht Gelegenheit haben, sich zu erinnern, aus welcher Lage sie mich emporgezogen hat.

Das ist ja der Grund, weshalb ich heute dieses kleine Café besuche. Ich erwarte niemand, sitze ganz einsam vor meiner Schale schlechten, schwarzen Getränkes, und sehe über den Rand meiner Zeitung hinweg auf die einstigen Fenster meiner gewesenen Geliebten. Ich kann gar nicht sagen, wie mich alles das freut. Ich schiele manchmal versteckt nach meinen Bekannten von früher, die an ihren Stammtischen nach wie vor von literarischen Zukunftsplänen sprechen, und die mich alle bei meinem Eintritt respektvoll gegrüßt haben, sich aber jetzt nicht recht an meinen Tisch herantrauen.

Wer weiß, wenn ich die ganze Süße dieser vergleichenden Reminiszenzen ausgekostet haben werde, winke ich sie zu mir heran, erkundige mich nach ihrem Befinden, ihren Arbeiten, lade sie vielleicht sogar für einen der nächsten Tage zum Tee — alle außer Frank Dubrowsky. Oder nein: gerade ihn als ersten. Er

soll sehen, daß er mich unterschätzt hat. Ich bin kein Streber, der, emporgekommen, einstige Freunde verleugnet, auch wenn ihr Exterieur und ihre soziale Position ihm nicht zur Ehre gereichen können. Das heißt: er war ja nie mein Freund, dieser blasse Hungerleider, der sich auf seine Schübigkeit, und daß er ihr zu steuern nichts unternimmt, noch was zu Gute zu tun scheint. Er hat mich immer über die Achseln angesehen, tut es wahrscheinlich heute noch. Es ist am besten, solchen Menschen aus dem Wege zu gehen. Sie bringen kein Glück, untergraben das Selbstbewußtsein und zerstören die suggestive Überzeugungskraft einer Persönlichkeit. Nicht nur von allen Verleumdungen bleibt etwas am Menschen hängen, auch alle Zweifel an der eigenen Person, an die so ein Spötter rührt, stehen auf in der Nacht und gewinnen beklemmende Gestalt. Überhaupt ist er nur eine negative Existenz, dieser Mensch. Lebt er etwas, tut er etwas, lebt er sein Leben? Er hat ein paar Bücher geschrieben, nun, das habe ich auch getan. Aber wie habe ich mich sonst noch herumgetrieben! Er aber hat, glaube ich, während dieser sechs Monate, die ich hier ferngeblieben bin, das Kaffeehaus nicht verlassen. Ganz genau so kauerte er im Kreise seiner Gleichen, als ich das letzte Mal an eben diesem Plage saß und die Fenster meiner Valerie beobachtete und den Eingang ihres Hauses.

Das war doch ein sonderbarer Abend! Ich war gerade in einer Pechserie meines Lebens, verabscheute mich, hielt mich für ausgestoßen und sah die Welt voller Feinde, geradezu umstellt sah ich mich von Feinden, es war fast lächerlich. Wohl gab es genug Leute, die mir nicht gut gesinnt waren, wenn auch nicht so viele wie heute. Aber habe ich heute Angst vor ihnen? Damals hatte ich richtige Angst. Da stand vor Valeries Haustor ein Mann von ganz ungewöhnlicher Länge mit weißen Feinkleidern und kariertem Jackett. Er stand wohl eine Glockenstunde dort und das war wahrscheinlich der Grund, weshalb ich hier

so lange saß und wartete. Ich hatte Angst vor ihm, obwohl er doch eher komisch war. Nämlich es regnete in Strömen und seine weiße Hose war in der braunen glitschigen Straße der einzige helle Punkt. Auch hatte er einen Schirm, von dem das Wasser troff, und den drehte er fortgesetzt sehr rasch in weißbehandschuhten Händen. Ich gebe zu, es war höchst sonderbar, daß er so lange vor ihrem Haustor stand, trotz des Regens und seiner unpassenden weißen Hose. Aber mußte gerade ich es sein, auf den er wartete? Den er auf dem Wege zu der Geliebten überfallen wollte, ohreifeigen oder niederschlagen? Schließlich, die meisten meiner Gegner waren entweder literarisch animos oder Spielpartner, mit denen Meinungsverschiedenheiten sich trotz meiner ausgeprägten Abneigung gegen solche nicht hatten vermeiden lassen, und die waren damals wie heute vollzählig um ihre Stammtische versammelt. Und mein Nebenbuhler bei Valerie, der hocharistokratische Herr, wußte seit einem Jahr von meiner Existenz, wie ich von der seltenen, und hatte mich als alten Freund Valeries aus der Kinderzeit (wie er glaubte) immer gelten lassen, wie ich ihn bei ihr dulden mußte, weil ich mir eben nicht helfen konnte. Vielleicht sogar war bei mir noch etwas anderes dabei als bloß so hilflose Duldung. Ich dachte, warum soll ich's leugnen, an die Beziehungen, die Valerie durch ihn unterhielt und deren sie mich eines Tages könnte teilhaft werden lassen. Ich bin nicht der erste Mann, der durch Frauen Karriere gemacht hat, große Belphele aus Geschichte und Literatur mögen mir vorgeschwebt haben. Welcher gut gewachsene, literarisch begabte junge Mann träumt nicht gelegentlich von Balzacs Rastignac? Ich begnügte mich also mit einer nicht allzu heftigen Eifersuchtszene einmal in der Zeit, wenn Valerie mich irgendwo hatte umsonst warten lassen und tat dann für lange, als glaubte ich ihren Versprechungen künstlicher absoluter Treue. Trotzdem war ich gewohnt, den Aristokraten für meinen Feind zu halten und hätte eine heftige Begegnung mit ihm gerne

vermieden. Nichts war jedoch unwahrscheinlicher, als daß er jetzt vor ihrem Haustor auf mich wartete im Regen und mit einer weißen Hofe.

Aber es hätte doch wirklich jemand sein können, den Irma gegen mich aufgehetzt hatte. Irma! Das war eine gefährliche Person gewesen, und ich hatte Recht gehabt, vor ihrem allzu starken Temperament die Flucht zu ergreifen. Kein Mann erträgt es auf die Dauer, so leidenschaftlich geliebt zu werden. Dieses Mädchen besaß ich vollständig, sie war mir zu eigen, ausgefüllt von mir bis in den letzten Schlupfwinkel ihrer Seele, in den letzten Schauer ihrer Nerven. Als ich sie verließ, da war es ihr und ihrer Verzweiflung schon zuzutrauen, daß sie aus den unerschöpflichen Reservoirs ihrer polnischen Heimat einen Bruder oder Vetter auftrieb und gegen mich hetzte. Auch ist ja wahr, ich habe sie und ihre Zukunft zerstört. Sie hatte meiner vermeintlichen großen Liebe für sie ihr Mädchentum geschenkt und war wenige Wochen darauf verlassen worden. Als ein rechter Verführer habe ich an ihr gehandelt, die weit mehr als irgendeine andere an mir gehangen hatte. Aber wo wäre ich heute, wenn ich damals die nötige Grausamkeit nicht besessen hätte, ihre heißen Arme mit hartem Griff von meinem Nacken zu lösen? Noch ein paar Wochen, und sie hätte mich vor den Traualtar geschleppt und ich könnte heute in einer Zweizimmerwohnung schauen, wohin ich vor dem Gequieke eines ewig nassen Babys flüchte. Sie hätte mich gewiß dazu gebracht, sie zu heiraten, denn sie besaß die ungeheuerste Beharrlichkeit in ihren diesbezüglichen Ansprüchen. Auch hatte sie eigentlich Recht: Da quält sich solch ein hübsches junges Ding fünfundzwanzig Jahre lang mit ihrer Tugend ab, und dann bricht einer das sorgsam gehütete Blümchen, lüftet nachher einfach den Hut, sagt guten Tag und geht. Ein rechtes Bubensstück, ich bereue es auch, aber — der Lebenswert verschiedener Menschen ist doch nicht der gleiche! Frank Dubrowsky natürlich, dem ich damals meine